



Wiener Großkrankenhaus Lainz: „Größte Tötungsmaschinerie Europas“

## „Wo die Traudl is, wird kräftig gsturbn“

Der Massenmord auf der Altenstation im Wiener Krankenhaus Lainz

Totgespritzt mit Insulin, ruhiggestellt mit Schlafmitteln, erstickt mit Wasser – über sechs Jahre konnten vier Hilfsschwestern in Wien alte Patienten auf qualvolle Weise um-

bringen, ohne Verdacht zu erregen. War es die Tat wahnsinniger Einzelgängerinnen oder ein Symptom für den wachsenden Altenhaß in der modernen Gesellschaft?

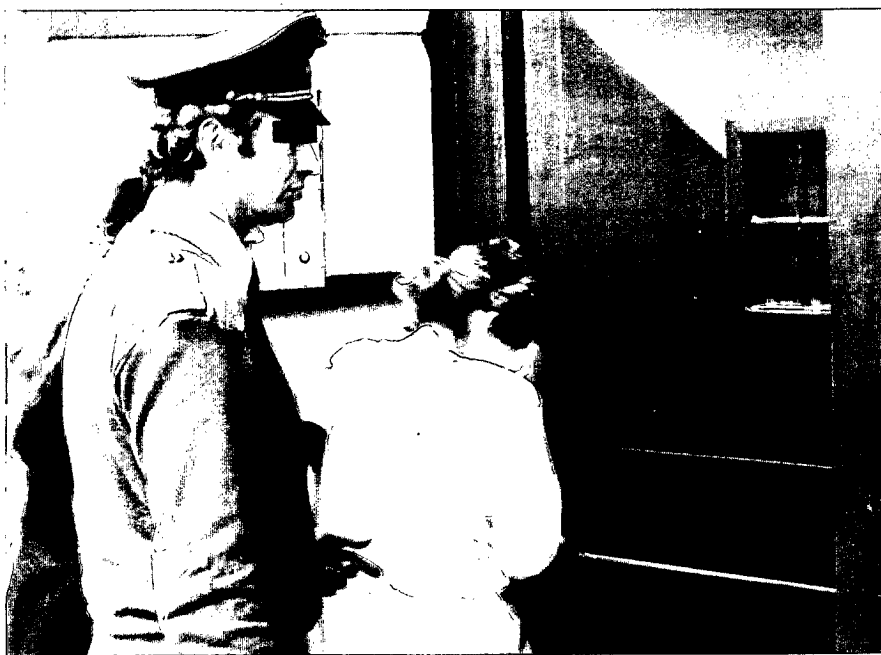
Schön ist es draußen in der Vorstadt. Der 13. Gemeindebezirk ist bei den Wienern bekannt für seine gediegenen Villen, für seine heimeligen Heurigenlokale, in die sich kaum jemals störende Touristen verirren, und für den weitläufigen Tierpark. Hinter Lainz beginnt der Wienerwald.

Das Krankenhaus, mit rund 1300 Betten eines der größten der Stadt, ist mit seinen acht Pavillons eine fast anmutige Anlage: Im Park um die Gebäude gibt es gepflegte Blumenrabatten, Spazierwege, Springbrunnen; schlanke japanische Zierpflaumbäumchen stehen in violetter Blütenpracht.

Auf den Parkbänken sitzen in Morgenmänteln vorwiegend ältere Patienten in der warmen Aprilsonne. Fast alle genießen die Abwechslung – sie lesen die Zeitungen mit den fetten Schlagzeilen über die „teuflischen Schwestern“, aufgekratzt lassen sie sich von den Herren der Kriminalpolizei befragen, die alle Antworten sorgsam in ihre Schreibblöcke notieren. Wann hört den Kranken schon sonst jemand so genau zu?

Vor allem den Patienten der Station D der Ersten Medizinischen Abteilung im Pavillon V gilt das Interesse der Kripobeamten. Doch was man ihnen erzählt, hilft ihnen kaum weiter. Es sei alles immer „erstklassig“ gewesen, „wirklich nett“ hätten sich die Schwestern benommen, niemand auf der Station habe „eine Angst“ empfunden – schon gar nicht vor der Schwester Traudl.

Die Stationsgehilfin Waltraud Wagner, 30, so bekommen die Polizisten zu



Verhaftete Hilfsschwester Wagner: „Wirklich kooperativ“

hören, sei „besonders unauffällig“ gewesen, sogar „schüchtern“. Dabei ist Waltraud Wagner die Hauptverdächtige in einer Mordserie, die schon jetzt als eine der spektakulärsten und grausigsten der jüngeren Kriminalgeschichte gilt: Im Lainzer Krankenhaus sind der „größten Tötungsmaschinerie Europas“ (so der bizarre Superlativ des Wiener Polizeipräsidenten Günther Bögl) Dutzende von Menschen zum Opfer gefallen, ohne daß Ärzte und Pflegepersonal etwas gemerkt haben wollen.

Bis vergangenen Freitag hatte die molige Hilfsschwester Wagner ihren Vernehmern 39 Morde an Patienten gestanden, detailliert mit Namen, Tatzeit und Todesursache. Sie tötete seit 1983, zuerst im Abstand von mehreren Monaten, dann immer schneller; erst allein, dann gemeinsam mit drei anderen Schwesternhelferinnen, die sie in die Mordtechniken eingewiesen haben soll.

Zusammen mit ihren Komplizinnen Irene Leidolf, Maria Gruber und Stefanie Mayer hat Waltraud Wagner in den

# „Wenn's ned brav seid's, kommt's nach Lainz“

SPIEGEL-Reporter Joachim Riedl über die Wiener und ihren besonderen Todeskult

An den lauen Abenden dieser Tage pilgern die Wiener zu den Heurigenärten. Makabre Witze machen die Runde, weinselige Lieder werden angestimmt: „Wann i amal stirb, stirb, stirb“, klingt es aus vollen Kehlen, „spielt's an Tanz, laut und hell, allweil fidel!“

Im „Alten Weinfassl“, einem Heurigenlokal in Ober St. Veit, geht es hoch her. „Wenn's ned gleich schön brav seid's, dann kommt's auch nach Lainz“, feixt ein grinsender Kellner, als sich eine ältere Tischgesellschaft bei ihm beschwert, daß der spritzige Weißwein viel zu warm sei. An einem anderen Tisch hocken

Heurigenphilosophen. „Mildtätige Sterbehelferinnen“ seien die mordenden Krankenschwestern aus Lainz, meint ein Zecher. „Ja, aber vom Orden der Barmherzigen Insulinerinnen“, entgegnet sein Nachbar.

Verrät dieses „Esperanto der Gefühllosigkeit“ tatsächlich einen grenzenlosen „Mangel an Herzensbildung“, wie André Heller, der Spötter aus Wien, vermutet? Einige Seelenforscher in Wien meinen, in Lainz habe sich neuerlich jene Mentalität offenbart, die schon viele Österreicher in den Nazi-Konzentrationslagern als besonders brutale und pflichteifrige Mörder ausgezeichnet hatte. „Es gab und es gibt keine moralische Instanz“, behauptet Heller: „Damals die Juden und heute die Alten – nur fällt die Ausrede vom Befehlsnotstand diesmal weg.“

„Dem Wiener graut vor lebenden Menschen“, schrieb zur Jahrhundertwende Hermann Bahr, der Dichtervater der jungen Poeten aus dem Literaturcafé „Griensteidl“, „und ihnen graut vor ihm.“ In Wien, so der Linzer Bahr, fühlten sich Nicht-Wiener verstoßen und ausgesetzt: „Als hätten sie eine schwere Schuld auf dem Gewissen. Die Schuld des Lebens.“

Mit dem „heimlichen Herrn“, wie man in Wien den Tod mitunter nennt, haben die Wiener seit je einen Separatfrieden geschlossen: Wenn sie es sich gemütlich machen, hat er seinen Schrecken verloren.

Der „Wiener Tod“ sei überall in Wien zu Hause, meinte der vor sechs Jahren verstorbene Historiker Friedrich Heer: in der Walzerseligkeit, im Kitsch, in der Niedertracht und der mörderischen Bestialität. „Roh samma alle miteinander, wann uns einer roh sein läßt.“ In diesem Text des Kabarettisten Georg Kreisler sah Heer das Grundmotiv des Wiener Totentanzes: „das infernalische Ragout der Spießseele“.

Gezähmt und zum allgegenwärtigen Ehrenbürger ernannt, verwandelt sich der Tod in Wien in einen märchenhaft verklärten Sensenmann; ei-



Künstler Qualtinger\*  
„I drah mi durch a Fleischmaschin“

ne allegorische Figur, die in der Folklore eine zentrale Rolle spielt. „Statt dem Tod, der das Leben kostet, haben wir einen Theatertod, einen näselnden Skeletthofrat, der mit sich reden läßt“, vermutet denn auch André Heller.

„Nur in Wien“, sagt Heller, „wird der Tod aus dem Bewußtsein verdrängt, indem man ununterbrochen über ihn redet.“ Die Angst vor dem Sterben wähle einen „Notausgang ins Skurrile“. Generationen von Schriftstellern und Verseschmiedern, von Mundartdichtern, Kabarettisten und Schlagersängern hegen und pflegten den Wiener Todeskult.

Im Pestjahr 1679 feierte die Stadt einen Volkshelden, der es mit dem Tod nicht so ernst nahm. Der Bänkelsänger Augustin torkelte eines

Nachts volltrunken in eine offene, halbgefüllte Pestgrube, schlief zwischen den Leichen seinen Rausch aus und wurde mit seiner Moritat unsterblich: „O du lieber Augustin, leg nur ins Grab dich hin ... Grübelei ist Narretei, alles sei Euch einerlei.“

Der „Liebe Augustin“, dessen Gassenhauer in Wien zum Grundschulwissen gehört, ist der Urahn der Wiener Todesverehrung. Seinen Höhepunkt erreichte das makabre Treiben um die Jahrhundertwende, als eine ganze Generation von schwermütiger Sterbenssehnsucht verzehrt wurde. „Alles ist lebend tot“, erklärte der Maler Egon Schiele.

Literaten schilderten mit impressionistischen Sprachtupfern die „Ästhetik des Sterbens“ (so der Titel eines programmatischen Essays). Der junge Schwärmer Hugo von Hofmannsthal versprach sich im Tod erstmals „tiefe Wahrhaftigkeit zu erfassen“ und „ein Ende aller Lügen, Relativitäten und Gaukelspiele“.

In der Stadt des Todesfetischismus setzen Beisetzungsfeiern den krönenden Abschluß. Die „schöne Leich“ gilt als Apotheose eines erfüllten Lebens. Hunderttausende Wiener sparen in sogenannten Sterbevereinen ein Leben lang auf dieses Ziel.

Leichenbegängnisse sind in Wien ein kommunales Anliegen. Die „Städtische Bestattung“ ist einer der wenigen profitablen Kommunalbetriebe. Die 500 Angestellten der Firma organisieren jährlich 30 000 Beisetzungen (die Hälfte davon mit altem Pomp der „Ersten Klasse“).

Es gibt einen „Wiener Friedhofsführer“ mit detaillierter Beschreibung der Kultstätten in der todesverliebten Metropole. Es gibt der Welt einziges „Museum des Bestattungswesens“ (600 Objekte auf 366 Quadratmetern Ausstellungsfläche). Es gibt sogar einen barocken Museums-Friedhof in St. Marx, wo einige erfolglose Bildhauer die verwitterten Grabsteine restaurieren.

Zwei steinerne Todesengel wachen am Eingang des romantischen Gottesackers. Vereinzelt schlendern Spaziergänger im milden Licht der Frühlingssonne zwischen den Gräberreihen. Eine alte Dame füttert Tauben. Der Friedhofsgärtner sonnt sich auf einer Parkbank.

Diese Idylle muß Helmut Qualtinger im Sinn gehabt haben, als er eines der schwärzesten Wienerlieder sang: „I drah mi durch a Fleischmaschin direkt ins offene Grab.“

\* Als Scharfrichter Engel in seinem Stück „Die Hinrichtung“.

letzten sechs Jahren mindestens 49 kranke alte Menschen umgebracht – entweder totgespritzt mit Insulin, eingeschläfert mit Überdosen von Rohypnol, erstickt mit Wasser, das den Patienten gewaltsam eingeflößt wurde. Die vier Frauen sind seit Ende vorletzter Woche in Haft; eine fünfte wurde am vorigen Dienstag wegen Mitwisserschaft festgenommen, zwei Tage später jedoch wieder freigelassen.

Die Dunkelziffer liegt vermutlich noch weit höher. Eine der „Teufelinnen von Lainz“ (so die Wiener Tageszeitung „Die Presse“), die Hilfsschwester Irene Leidolf, 28, gab vergangene Woche im Verhör an: „Es waren über 100, vielleicht sogar über 200.“

Professor Franz Pesendorfer, dem Chef der Ersten Medizinischen Abtei-



Alten-Station im Krankenhaus Lainz: „Von der Gesellschaft abgeschoben“



Wagner-Komplicinnen Leidolf, Mayer  
Unerkanntes Doppelleben

lung, in der die Schwesternhelferinnen zum Teil seit über zehn Jahren gearbeitet haben, kommt zumindest die Haupttäterin Wagner im nachhinein wie eine „entmenslichte Persönlichkeit“ vor. Bei den vier, so meint er, müsse es sich um „wahnsinnige Einzelgängerinnen“ gehandelt haben.

Für Pesendorfer ist die Dämonisierung der Täterinnen am bequemsten – enthebt sie ihn doch der Notwendigkeit, Mitverantwortung bei sich selbst, den anderen Ärzten und generell den Zuständen auf seiner Station zu suchen. Vor Verrückten ist schließlich niemand sicher.

Aber kann es wirklich sein, daß eine komplette Abteilung mit immerhin 15 Ärzten und 60 Schwestern und Pflegerinnen jahrelang nichts Verdächtiges bemerkt hat?

Durch „die Wahl und den Wechsel der Tötungsmethoden“ sei nichts aufgefallen, rechtfertigte sich Pesendorfer. Die Mordsubstanzen Rohypnol und Insulin können bei einer Routine-Obduktion nicht entdeckt werden, dazu sind zusätzliche, etwa gaschromatographische Analysen erforderlich. Auch kann sich bei Sterbenden auf natürliche Weise Wasser in den Lungen ansammeln.

Aber, so fragt sich jetzt eine entsetzte Öffentlichkeit nicht nur in Wien: Was ist das für ein Gesundheitssystem, das auf Helfer angewiesen ist, die ihrer Aufgabe



Wagner-Komplicin Gruber  
Traumberuf im Spital

offensichtlich weder fachlich noch moralisch gewachsen sind?

Ungerührt und „wirklich kooperativ, da war nichts nötig mit Anschreien“ (Wiens Kripo-Chef Max Edelbacher), schilderte Frau Wagner im breiten niederösterreichischen Dialekt grausige Einzelheiten ihrer Taten. Mit einem menschenverachtenden Wortschatz erzählten auch die anderen Pflegerinnen, wie sie sich zu Herrinnen über Leben und Tod aufschwangen. So schockierend waren manche Details, daß Untersuchungsrichterin Klothilde Eckbrecht beim Abfassen der Haftbefehle „zum Kotzen“ zumute war.

Ihre Opfer selektierte die „Mordbande der Hilfsschwestern“ (der Wiener „Kurier“) während der Zigarettenpause im Schwesternzimmer. Sein Leben verwirrt hatte etwa, so Schwester Traudl, „wer mich ärgerte. Der bekam ein Gratisbett beim lieben Gott“.

Mindestens 22mal wandte Frau Wagner die besonders brutale Methode der sogenannten Mundpflege an – eine zynische Umschreibung für Ertränken. Dabei flößte sie bettlägerigen Alten größere Mengen Mineral- oder Leitungswas-

ser in den Mund. Gleichzeitig drückte sie mit einem Holzspatel die Zunge nach unten oder hielt ihren wehrlosen Opfern die Nase zu. Die grausame Prozedur führte nach qualvollen Minuten zum Erstickungstod.

Wie berechnend Waltraud Wagner vorging, belegt der Fall eines der wenigen Patienten der Station D, den sie trotz starker Abneigung verschonte: Ein 70jähriger pensionierter Lehrer, den sie eigentlich mit einer Dosis Rohypnol „abspritzen“ wollte, verdankt sein Leben dem Ansehen seines Berufsstandes.

Waltraud Wagner zu den Vernehmungsbeamten: „Immerhin ist er a Lehrer. Und die san ja net deppert. I hob ma denkt, wenn er den Anschlag überlebt, dann könnt er mich ja bei an Doktor vernadern.“ Vernadern ist wienerisch und heißt verpetzen.

Die Sorge, daß sie mitsamt ihren Komplicinnen jederzeit aufliegen könnte, mußte Schwester Traudl ständig haben. Denn längst war aufgefallen, daß gerade während der Nachtschichten der vier besonders viele Patienten starben. Die überdurchschnittliche Todesrate trug Frau Wagner unter Lainzer Bediensteten, Pflegern wie Ärzten, den Spitznamen „Hexe“ ein.

Doch dabei und gelegentlichen Frozeleien im Kollegenkreis – „Wo die Traudl is, wird kräftig gsturbt“ – blieb es, obwohl die Verdachtsmomente gegen die Schwestern sich spätestens vor einem Jahr verdichtet hatten.

Zu Ostern 1988 saß die Lainzer Hilfsschwester Dora Eugenia Ferrada Aven-  
daño, 38, mit ihrem damaligen Freund, dem Arzt Alois Waschnig, beim Heurigen. Nach ein paar Glas Wein erzählte sie ihm von unglaublichen Gerüchten:

# „Jetzt kommt ein gnadenloser Krieg“

Wissenschaftler und Demoskopen registrieren zunehmenden Altenhaß unter jungen Westdeutschen

Einst galten die Alten als weise und unantastbar und standen ganz oben auf der sozialen Stufenleiter: „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und das Alter ehren“, heißt es in der Bibel bei Mose.

Das waren noch Zeiten. Während in der Bundesrepublik immer mehr Leute alt werden, vollzieht sich seit Jahren „eine Entwertung der Alten“, wie der Gütersloher Sozialpsychiater Klaus Dörner feststellt: Mordserien wie die in Wien oder Wuppertal, behauptet Dörner, seien dafür „symptomatisch“; sie entsprächen der „größeren Neigung“, alte Menschen „unter dem Kosten-Nutzen-Gesichtspunkt zu betrachten“.

Eine solche Tendenz, so Dörner, gebe es „schon seit Anfang des Jahrhunderts“; sie war zunächst kaum wahrnehmbar. Mittlerweile jedoch wird die soziale Tradition, daß die im Berufsleben stehende mittlere Generation den Jungen und den Alten vom Erwirtschafteten abgibt, mehr und mehr in Frage gestellt. „Jetzt“, prophezeite das Zeitgeist-Magazin „Wiener“ letzten Monat, „kommt ein Krieg der Jungen gegen die Alten, der gnadenlos wird“.

Zumindest scheint ein demographischer Umsturz ohnegleichen die Stimmung unter den Jungen im Lande zu beeinflussen: Die Menschen leben immer länger, aber von unten wächst wenig nach. In zehn Jahren, hat der Bremer Altersforscher Hartmut Dießenbacher ausgerechnet, wird es in der Bundesrepublik knapp eine Million Menschen geben, die 90 Jahre und älter sind, 1973 waren es gerade 92 000.

Der Kollaps des herkömmlichen Rentensystems ist absehbar, wenn immer weniger Junge für immer mehr Alte aufkommen sollen. „Es wird erbarmungslose Verteilungskämpfe geben“, sagt der Augsburger Altersforscher Konrad Hummel voraus. Die Amerikaner haben dafür bereits deutliche Worte gefunden: „Age wars“, Alterskriege.

Eine wachsende Zahl junger Deutscher will, laut „Wiener“, schon jetzt „nicht mehr die Renten für die Alten finanzieren“, weil sie „nicht daran glauben, daß sie selbst einmal angemessen von ihrer Rente leben können“. Daß „die Jungen zahlen“ und „die Alten kassieren“, lehnen, wie die vom „Wiener“ beauftragten Wickert-Institute herausgefunden haben wollen, 46 Prozent der unter 35jährigen ab.

Festzustehen scheint, daß die „Grufties“ (Jugend-Jargon) von einem Teil der Nachwachsenden Dankbarkeit nicht zu erwarten haben. Vom

„Versorgungsdiktat“ der Alten ist da im „Wiener“, einem der Leitblätter hedonistischer Yuppies, die Rede und von „gierigen Greisen“, die den Jungen nur auf der Tasche lägen.

Die Alten, zitiert der „Wiener“ den angeblichen Zeitgeist der späten achtziger Jahre, hätten ihren „hemmungslosen Konsumfetischismus“ ausgelebt, „ohne Rücksicht auf die nachfolgenden Generationen, die jetzt die Zeche zahlen müssen“, hätten das Land zubetoniert, die Flüsse vergiftet, die Atemluft verpestet,

Dort werden viele Pfleglinge rasch zur „Sozialleiche“, wie es die Altersforscherin und Bonner Familienministerin Ursula Lehr, 58, nennt. „Genaugenommen sind sie tot, bevor sie wirklich sterben“, bestätigt Lehr-Kollege Dießenbacher.

In Altenpflegeheimen und auf Sichenstationen ist häufig nicht Wohlfahrt, sondern Wirtschaftlichkeit der Maßstab für den Umgang mit alten Menschen. Wissenschaftler aller Sparten kritisieren, die Träger vieler Heime



Rheinischer Merkur/Christ und Welt

## Wegwerfgesellschaft

kurzum „unsere Welt ruiniert und uns die Zukunft genommen“.

Solange die Alten rüstig sind und keinem zur Last fallen, sind sie noch wohlgeht. Mehr als 80 Prozent der rund zehn Millionen Bundesbürger über 65 Jahre leben in eigenen Wohnungen, können sich ein teures Appartement mit Service in Senioren-Residenzen leisten oder sind in die Haushalte von Nachkommen integriert; viele reisen gern und konsumieren viel – die sogenannten Neuen Alten (SPIEGEL 40/1987).

Doch zu derselben Altersgruppe gehören auch Menschen, die, teils ambulant gepflegt, mehr schlecht als recht in ihren eigenen vier Wänden ausharren oder in Heime verdrängt werden, in abgeschiedene Endlagerstätten, in denen die Gesellschaft ihre Alt-Last deponiert (SPIEGEL 41/1988).

wollten nur Geld verdienen. 60 000 Betreuer fehlen derzeit – unter der Regierung einer christlich firmierenden Kanzlerpartei – in den westdeutschen Altenheimen, das Pflegepersonal ist oft schlecht ausgebildet. Die staatliche Aufsicht versagt.

Die Überforderung der Mitarbeiter, aber auch die gewandelte Einstellung zu alten Menschen schlägt da leicht um in Aggression und Gewalt gegen Alte.

Auszüge aus Gerichtsakten, die Dießenbacher einsah, belegen das Ausmaß der alltäglichen Gerontophobie in Heimen und Anstalten – Vorfälle, die ähnlich schockierend sind wie die Brutalität der Killer-Schwestern von Wien:

... hat sie vielfach aus geringfügigem Anlaß Patienten laut angeschrien und übel beschimpft, z. B. mit den Ausdrük-

ken „kleines Stück Scheiße“, „Miststück“, „Mistvieh“.

... indem sie in unzähligen Einzelfällen die wegen Krankheit und Gebrechlichkeit hilflosen Heimbewohnerinnen wegen nichtiger Anlässe mit den Fäusten in die Gesichter und auf die Körper schlug, beim Schlagen oft auch Stöcke, Teppichklopfer und Tennisschläger benutzte.

... und sagte ihnen ins Gesicht: „Hoffentlich bist du bald kaputt.“

... hat er Frau J. zusammen mit drei anderen Heimsinsassen abgesondert und medikamentös behandelt. Als der Tod nicht eintrat, hat er ihr eine Injektion gesetzt, von der er selbst annahm, daß sie den Tod der Heimsassin zumindest beschleunigen würde; das ergibt sich aus seiner Erklärung, jetzt werde sie bald tot sein.

Die kriminellen Mißstände sind nach Ansicht von Trude Unruh, 64, der Vorsitzenden des Senioren-Schutzbundes „Graue Panther“, nur „die Spitze eines Eisbergs“. Den „eigentlichen Skandal“ der Heimpflege sieht sie in der „dort herrschenden durchschnittlichen Normalität“: „In den über 7000 Heimen haben mehr als 500 000 Bewohner zu oft ihre individuelle Menschenwürde mehr oder weniger verloren.“ Die Leiterin eines Münchner Altenheims verrät, zu welchem Ende sie ihre Pflegefälle aufbewahrt: „Sie sind hier nicht zum Aufleben da, sondern zum Ableben.“

In der westdeutschen Ellbogengesellschaft scheinen Pflegebedürftige unerwünscht. Die seien, formuliert die Sozialpsychologin Christel Schachtner in ihrem Buch „Störfall Alter“, nichts als „Sandkorn im gesellschaftlichen Getriebe“.

Die Abteilung Medizinische Psychologie der Universität Göttingen ermittelte, daß die Selbstmordrate unter den Alten drastisch gestiegen ist, um 44 Prozent zwischen 1951 und 1985 etwa in der Gruppe der Männer im Alter von 80 bis 85 Jahren. 90 von 100 000 machten ihrem Leben ein Ende, dreimal soviel wie im Durchschnitt der Gesamtbevölkerung.

Derweil sieht Altersforscher Dießenbacher die Frage nach dem „technologischen Gerontozid“ heraufdämmern, einer Verweigerung lebensverlängernder, aber teurer Medizinapparatur für Hochbetagte – wofür es schon Beispiele gebe.

„Durch ihren Fortschrittsglauben“, sagte Sozialpsychiater Dörner vergangene Woche in einem Interview mit der „Tageszeitung“, hätten die Ärzte selbst „die Vorstellung genährt, daß Altwerden, Behindertsein und Schmerzen haben nicht zum Leben gehören“. Daher sei „das Krankenhauspersonal auch leichter verführbar, suizidalen Stimmungen der Patienten, die im Alter immer häufiger auftreten, nachzugeben“.



**Chefarzt Pesendorfer: Mauer des Schweigens errichtet?**

daß auf ihrer Station widerspenstige Kranke vom Hilfspersonal mit Spritzen und Medikamenten „ruhiggestellt“ würden. Dabei seien schon viele Patienten umgekommen, eine Reihe von Schwestern und Pflegerinnen wußten über die Zustände genau Bescheid.

Was die gebürtige Chilenin mit österreichischem Paß ihrem Freund damals verschwieg: Sie wußte genau, wer die Täterinnen waren. Ein Jahr zuvor hatte sie Waltraud Wagner dabei beobachtet, wie die einer Patientin eine Spritze gab. Kurz darauf verstarb die Frau.

Doch das schreckliche Wissen hatte sie für sich behalten – aus Sorge, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, erklärte sie vergangene Woche nach ihrer Verhaftung. Schließlich sei sie „ja fast Ausländerin“ und habe als alleinstehende Mutter einen 14jährigen Sohn zu versorgen.

Den Tip, den er beim Heurigen bekommen hatte, ließ Waschnig gleich dem Chefarzt Franz Pesendorfer zutragen. Als kurz danach auf der Station D die 84jährige Anna Urban starb und Fremdverschulden durch Medikamentenmißbrauch nicht auszuschließen war, schaltete Pesendorfer Polizei und die Wiener Gesundheitsbehörde ein.

Die Obduktion der Leiche ergab zwar Spuren von Rohypnol, angeblich aber in so geringen Mengen, daß die Pathologen nicht mißtrauisch wurden. Als sich schließlich herausstellte, daß die Patientin dieses Mittel schon vor ihrem Krankenhausaufenthalt vom Hausarzt verordnet bekommen hatte, war von Fremdverschulden keine Rede mehr.

Aufgrund dieses Autopsieergebnisses verweigerte Pesendorfer jede Zusammenarbeit mit den ermittelnden Kriminalbeamten. Er begründet das so: Es seien alles nur „Gerüchte“ gewesen, und

„man muß deshalb besonders vorsichtig sein, bevor man Schuldlose in etwas hineinzieht“. Vergangene Woche suspendierte Wiens Bürgermeister Helmut Zilk den Chefarzt vom Dienst.

Immerhin war es den Kriminalisten des Wiener Sicherheitsbüros trotz Pesendorfers Schweigen gelungen, die Quelle der Information, den Arzt Waschnig, ausfindig zu machen. Doch auch der weigerte sich, der Polizei zu helfen. Kripo-Chef Edelbacher vergangenen Mittwoch: „Wir sind damals auf eine Mauer des Schweigens gestoßen.“ Als jetzt einige Beamte auf eigene Faust weiter ermittelten, fiel ihnen anhand der in Computerlisten festgehaltenen Todesfälle auf, daß immer dann überdurchschnittlich viele Alte starben, wenn Waltraud Wagner Dienst hatte.

Was die unbarmherzigen Schwestern von Wien dazu veranlaßte, lästige Patienten umgehend „in den Keller zu schicken“ (im Keller des Pavillons V befindet sich der Leichenraum), läßt sich vorerst nur schwer erraten. War es Arbeitsüberlastung, Streß, eine immer stärker werdende Feindseligkeit gegenüber den Patienten oder schiere Mordlust, die das Quartett antrieb?

Mit den Motiven, die professionelle Helfer am Krankenbett zu Killern werden lassen, haben sich Psychologen und Richter in jüngster Vergangenheit immer wieder beschäftigen müssen. Seit gut zehn Jahren häufen sich in Altenheimen und Kliniken Mordfälle, bei denen Pfleger oder Krankenschwestern Patienten gleich serienweise ins Jenseits beförderten:

▷ In den Niederlanden stand 1976 ein Pfleger vor Gericht, der in einem Altenkrankenhaus mindestens fünf Menschen getötet hatte; die Zahl seiner Opfer lag vermutlich weit höher –

insgesamt 79 Patienten waren unter seiner Aufsicht gestorben.

- ▷ Im norwegischen Trondheim wurde 1983 Arnfinn Nesset, der Leiter eines Altenheims, wegen Mordes an 22 siechen Heiminsassen verurteilt; er hatte den Alten eine tödliche Dosis des Betäubungsmittels Curacit verabreicht.
- ▷ In Cincinnati (USA) brachte der Krankenpfleger Donald Harvey mehr als 40 Patienten mit Zyaniden ums Leben, meist Schwerkranke, die auf der Intensivstation lagen.
- ▷ In Wuppertal steht seit Jahresbeginn die Krankenschwester Michaela Roeder vor dem Schwurgericht, der insgesamt 17 Morde an schwerkranken, durchweg alten Patienten zur Last gelegt werden: Sie soll ihren Opfern das blutdrucksenkende Präparat Ca-



**Patienten-Mörder Nesset**  
Tod durch Betäubungsmittel

nen. Ihre Biographien ähneln sich in ihrer Unauffälligkeit. Alle vier hatten schon als Heranwachsende beschlossen, in den Pflegedienst zu gehen. Doch sie brachten es lediglich zur schlechtbezahlten Pflegehilfskraft (1200 Mark netto im Monat). In der Krankenhaushierarchie waren sie damit ganz unten angesiedelt.

Dabei haben die Hilfspfleger, vor allem im Bereich der Altenpflege, die Hauptlast zu tragen. Dafür sind sie, fachlich wie psychologisch, am wenigsten gerüstet. Nach dem österreichischen Krankenpflege-Gesetz dürfen Hilfskräfte lediglich die einfachsten Tätigkeiten ausüben wie Bettenmachen, Patienten waschen und Essen austeilen. Medikamente dürfen sie nicht verabreichen, eine Spritze nicht einmal anfassen.

Gegen diese Vorschrift müßten die Hilfspflegerinnen in der Praxis ständig verstoßen, klagt Hilde Fach, die Gewerkschaftsvertreterin des Pflegepersonals. Hielten sich die Helferinnen tatsächlich streng an die Paragraphen, weiß die Funktionärin, „würde in den meisten Spitälern der Betrieb zusammenbrechen“. Denn von rund 10 000 Krankenschwestern in Wien sind 6000 „geprüfte Stationsgehilfinnen“. Seit Jahren bauen Wiens städtische Krankenhäuser Stellen für Ausgebildete ab, die Lücken werden mit Hilfskräften gefüllt – angelerntes Personal ist billiger.

So auch in Lainz: Auf den insgesamt vier Stationen der Ersten Medizinischen Abteilung gehörte es zum Alltag, daß schlecht qualifiziertes Pflegepersonal unkontrolliert Zugang zu Medikamenten hatte und – mit Wissen von Ärzten – Injektionen verabreichte.

Auf die ständige Überforderung und den deprimierenden Krankenhausbetrieb reagieren die Helfer oft mit Aggressionen gegen die vermeintlichen Urheber ihrer Mühsal: die Patienten. Meist

fehlt ihnen die Möglichkeit, mit Fachleuten über ihre psychischen Probleme zu sprechen.

Das Krankenhaus Lainz, dem auch eine Krankenpflegeschule und ein Pflegeheim angehören, ist ein besonders frappierendes Beispiel für die „schleichende Umwandlung eines Spitals in ein Pflegeheim für Alte, die von der Gesellschaft abgeschoben werden“, so Thomas Meisl, Oberarzt im Wilhelminenspital. So komme es, klagt Meisl, daß „viele Ärzte um Patienten einen großen Bogen machen“, für die es keine sinnvolle Therapie mehr gibt, die nur noch gepflegt werden können.

Deshalb lenke jetzt der spektakuläre Massenmord von Lainz von den wahren Problemen des Gesundheitssystems ab, klagt der Kinderarzt Ferdinand Sator, Mitglied des Vereins „Kritische Medizin“. „Nun putzt man sich an den Schwächsten ab, die dem Leid der Patienten am nächsten sind.“

In einer ORF-Fernsehsendung gab vorige Woche eine Krankenschwester unverblümt zu, daß es in ihrem Beruf, vor allem im Umgang mit alten Menschen, „unumgänglich“ sei, „daß man dabei seelisch verroht“. Und auch die Grünen-Abgeordnete Holda Harrich, selbst pensionierte Krankenschwester, sagt: „Wer 35 Dienstjahre körperlich und psychisch unbeschadet übersteht, ist ein Glücksfall.“

Freunde und Verwandte schworen nach Aufdeckung der Mordserie, „nicht die geringsten Veränderungen“ an den Täterinnen festgestellt zu haben. „Krankenschwester war der Traumberuf meiner Tochter“, sagt etwa die Mutter von Maria Gruber. Auch Waltraud Wagners jüngere Schwester, die mit ihr in einer kleinen Wohnung zusammenlebte, erzählt, nichts vom Doppelleben ihrer Schwester gemerkt zu haben. Nur Stefanie Mayer gab bei ihrer Festnahme zu erkennen, unter welchem Druck sie gestanden haben muß: Sie war, als die Polizei vorvergangenen Samstag an ihrer Wohnungstür klingelte, so betrunken, daß sie kaum noch lallen konnte.

„Kriminalistisch gesehen“, tönte nach den Festnahmen und den ersten Verhören Kripo-Chef Edelbacher, „ist der Fall nicht sehr anspruchsvoll. Die vier Frauen haben ja gestanden, viel mehr können wir jetzt nicht tun.“

Aber außer den Geständnissen liegen bisher keine Beweise für die Tötungen vor – für die Justiz, die nach österreichischem Recht eine Anklage nicht allein auf ein Geständnis aufbauen kann, womöglich eine knifflige Situation.

Waltraud Wagner, so kündigte Ende vergangener Woche der Wiener Anwalt Wilhelm Philipp dem SPIEGEL an, werde demnächst alle ihre Geständnisse widerrufen. Mit ihrer Auskunft habe seine Mandantin einen „Riesen-Bledsinn“ gemacht. Doch nun sei der Staatsanwalt am Zug. Im Prozeß werde er ihn bei jedem Opfer, dessen Ermordung Wagner schon zugegeben habe, einfach fragen: „Bittschön, wo san die Toten?“



**Patienten-Mörder Harvey**  
Tod durch Zyanide

tapresan injiziert und damit die Sterbefälle als akuten Herztod kaschiert haben (siehe Seite 179).

„Sterbehilfe“ sei ihr Motiv gewesen, behaupten fast alle Angeklagten – auch Waltraud Wagner in den ersten Vernehmungen. Dagegen spricht das teilweise sadistische Vorgehen der Täterinnen. Denkbar immerhin, daß die Diskussion um Sterbehilfe die Hemmschwelle bei manchen Ärzten und Pflegern vor dem Töten alter Menschen gesenkt hat.

Die Wiener Mordserie zeigt – bei all ihren Besonderheiten –, daß nicht nur die Opfer, sondern auch die Täter unter den Zuständen leiden, die auf Intensivstationen oder in den Siechen- und Altenheimen herrschen.

Die vier von Wien hatten ihre Berufskarriere ja nicht als Kriminelle begon-